

Per Leo

**Impulsvortrag zur VII. Podiumsdiskussion der AfD-Reihe: *Schuld-
kuld oder Erinnerungskultur?* Ökumenische Akademie, Lutherhaus
Gera, 23.11.2018**

I.

Um angemessen zum Thema des heutigen Abends hinzuführen, will ich Sie an eine Tatsache erinnern, die für sich genommen ganz einfach, in ihren Folgen aber zuweilen unabsehbar kompliziert ist. Die Vergangenheit, so lautet sie, begegnet uns oft in doppelter Gestalt. Wenn das der Fall ist, dann erscheint sie einmal als das, was im Wort-sinn vergangen, was gewesen und damit vorbei ist. Julius Cäsar wurde am 15. März 44 v. Chr. ermordet, womit nicht nur sein Leben endete, sondern auch seine Herrschaft. Der Bürgerkrieg bricht aus, und an dessen Ende sind die alten Institutionen, obwohl sie nominell weiterbestehen, endgültig einer neuen Staatsform gewichen. Die Republik ist vergangen, die Ära des Kaisertums hat begonnen. Das ist das eine Gesicht der Ver-gangenheit. Doch mit Cäsars Tod endete nicht nur sein Leben – es begann auch sein Nachleben. Der Historiker Friedrich Gundolf, ein Schüler des Dichters Stefan George, hat die Geschichte dieses Nachlebens unter dem Titel »Cäsars Ruhm« nachgezeich-net. Gundolf beschreibt die vielfältigen Wirkungen, die der große Feldherr und Dikta-tor nicht als handelnde Person, sondern als Objekt von Bildern und Vorstellungen ent-faltet hat. Angefangen mit der überlebensgroßen »mythischen Gestalt«, an der sich die römische Innenpolitik bis in die Spätantike orientierte, über die »magische Wirkung« seines Namens, der seit dem Mittelalter als »Kaiser« oder »Zar« gleichbedeutend mit imperialer Herrschaft war, bis hin zur »geschichtlichen Person«, an der die entstehen-de Geschichtswissenschaft in der Neuzeit übte, über die Ursachen historischer Verän-derungen nachzudenken.

Doch auch Nachleben enden, allerdings nicht durch Tod, sondern durch Abküh-lung. Cäsars Ruhm ist erloschen, sein Name hat heute keine magische Wirkung mehr, wir brauchen ihn nicht länger, um uns darüber zu verständigen, wer wir sind oder wie wir regiert werden wollen. Cäsars Diktatur, seine Feldzüge und seine Bücher waren erst Taten und Tatsachen, dann wurden sie zu Mythen und Bildern, und heute sind sie zu Bildungswissen geronnen.

Sie ahnen, worauf ich hinauswill: auf eine andere, jüngere Vergangenheit. Auf eine Vergangenheit, die nachlebt, weil sie noch heiß ist. Anders als der Name Cäsars und der Titel des *emperor* sind Namen und Wörter wie »Hitler«, »Drittes Reich«, »Holocaust«, »Faschismus« und mehr als alles andere wohl die Kampfbezeichnung »Nazi« von einer hitzigen Gegenwärtigkeit, die keiner Erläuterung bedarf. Sie glühen. Und das hat nicht nur damit zu tun, dass der durch sie bezeichnete Weltenbrand gerade mal siebzig Jahre – in historischen Dimensionen ein Wimpernschlag – vorbei ist, sondern auch damit, dass wir Deutschen als Besiegte mit seinen Folgen auf eine andere Weise leben müssen, als wir es als Sieger gekonnt hätten. Und das ist gut so. Denn verloren hat ja nicht nur eine kriegführende Partei gegen eine andere, sondern ein Regime, unter dessen Herrschaft unzählige Deutsche in Staatskriminalität, Kriegsverbrechen und Völkermord von gewaltigem Ausmaß verwickelt waren.

Von einigen Extremisten abgesehen, wird das mittlerweile von niemandem mehr bestritten. Wenn heute Parteivertreter, Aktivisten oder Intellektuelle, die sich selbst zur »Rechten« zählen, am öffentlichen Streit über das Nachleben des Nationalsozialismus teilnehmen, dann reden wir nicht mehr von einer Subkultur, die am 9. November in Springerstiefeln Totenwache auf den Stufen der Münchener Feldherrenhalle hält, zum Gedenken an Hitlers »Stellvertreter« Rudolf Hess Fackelzüge veranstaltet und den Völkermord an den europäischen Juden leugnet. Und auch das ist gut so. Mit wem wir stattdessen reden, wird sich sicher in der heutigen Diskussion zeigen. Der will ich nicht vorgreifen; ich will nur im Folgenden den Horizont skizzieren, vor dem meines Erachtens über das Nachleben des Nationalsozialismus überhaupt sinnvoll gestritten werden kann.

II.

Es ist nicht der Freude am malerischen Ausdruck geschuldet, dass ich als Leitbegriff meines Vortrags das »Nachleben« gewählt habe und nicht das Themenwort des heutigen Abends: Erinnerungskultur. Das Leben ist vielgestaltig und unübersichtlich, es wächst, verzweigt und verändert sich, und so lässt sich auch das Nachleben des Dritten Reichs nicht auf einen Begriff oder eine These bringen. Mit dem Wandel der politischen Lage, mit dem Nachwachsen neuer Generationen, mit der Zunahme des zeitlichen Abstands haben sich auch die Fragen verändert, unter denen wir über diese Ver-

gangenheit streiten, von der Verschiedenheit der Interessen und Perspektiven ganz zu schweigen.

Das Nachleben des Nationalsozialismus, das wir heute meist auf den Begriff der »Erinnerungskultur« bringen, wurde noch vor kurzem unter dem Titel der »Vergangenheitsbewältigung« und davor als »Aufarbeitung der Vergangenheit« verhandelt. Und das auch nur in der Bundesrepublik. In der DDR gab es nach offizieller Doktrin schließlich nichts zu verhandeln. Da der sozialistische Staat seinem Gründungsmythos nach ein Agent des »Antifaschismus« war, ließ sich die braune Vergangenheit dort bequem doppelt entsorgen: zeitlich in die Jahre vor Stalins Triumph über Hitler, räumlich in die Bundesrepublik. Und davon wurde propagandistisch reichlich Gebrauch gemacht: Dass der Bau der Berliner Mauer als »antifaschistischer Schutzwall« legitimiert wurde, ist nur der zynischste Ausdruck dieser ideologischen Verblendung.

Statt also das Unmögliche zu versuchen und Ihnen in einer halben Stunde eine atemlose Zusammenfassung des deutschen Umgangs mit der NS-Vergangenheit zu geben, will ich mich darauf beschränken, einen Unterschied herauszuarbeiten, der das Nachleben des Dritten Reichs von Anfang an geprägt hat und der mir mit wachsendem Abstand immer wichtiger zu werden scheint. Ich meine nicht den Unterschied von Tätern und Opfern, von Faschisten und Antifaschisten, von schuldig und unschuldig – sondern den von *scharf und unscharf*: von konkreten und abstrakten Bildern, von präzisen und vagen Begriffen, von klaren und diffusen Gefühlen, von genauer und oberflächlicher Beobachtung.

Dass das Uncharakteristische zu einem Charakteristikum Nachkriegsdeutschlands werden konnte, lag zu allererst an der Schärfe der Zäsur, die den Krieg vom Nachkrieg trennte. Die vielen Geschichten nach der Geschichte beginnen in Deutschland am 8. Mai 1945. Die Kapitulation war bedingungslos, die Niederlage war total, die Leichenberge in den befreiten Konzentrationslagern stanken wortwörtlich zum Himmel, und sie lagen zur Zwangsbeschau vor aller Augen. Die im Westen grassierende Rede von der »Stunde Null« war zwar insofern eine fromme Lüge, als sie den Wunsch nach Entlastung in die Behauptung eines voraussetzungslosen Neuanfangs kleidete. Sie enthielt aber zugleich auch einen wahren Kern. Wohl gab es eine Kontinuität des Lebens, die zunächst nichts als dem Willen zum Überleben entsprang. Hunger und Durst wurden

weiterhin gestillt, Wohnraum notdürftig wiederherstellt, Tauschhandel organisiert, Verwaltung und Infrastruktur zumindest lokal schnell wieder instandgesetzt.

Doch was die Niederlage *bedeutete*, das war nur der kleinen Minderheit klar, für die sie wirklich eine Befreiung war: den Angehörigen des Widerstands, und den aus rassischen oder politischen Gründen Verfolgten. Für alle anderen endete eine Zeit, in der das gesamte Leben mit welthistorischer Bedeutung überladen war, so jäh, dass sie meinten, vor dem Nichts zu stehen. Das Nachleben des Dritten Reichs begann für die meisten Deutschen als etwas, das es nicht geben durfte. Besuchern und Rückkehrern kam es in der unmittelbaren Nachkriegszeit so vor, als habe für die Deutschen Hitler und der Nationalsozialismus nie existiert. Im Sommer 1945 stellte der Sozialdemokrat Otto Bennemann erstaunt fest, dass unter 65 Millionen Deutschen, davon 8 Millionen Parteimitglieder, niemand ein Nazi gewesen sein wollte. Ein geradezu gespenstischer Befund, wenn man bedenkt, dass die Deutschen an der Seite des NS-Regimes gegen jede militärische Vernunft und unter unvorstellbaren Opfern – von den 7 Millionen deutschen Kriegstoten kamen mehr als die Hälfte allein im letzten Kriegsjahr ums Leben – bis zur buchstäblich letzten Patrone gekämpft hatten.

Die aus heutiger Sicht plausibelste Erklärung für beides, den selbstmörderischen Durchhaltewillen bis zum 8. Mai und die gespenstische Abwesenheit des Nationalsozialismus ab dem 9. Mai, liegt in der Einsicht, dass die Deutschen Angst vor Rache hatten. Diese Angst war begründet. Denn sie hatten sich, ob mit oder ohne Parteibuch, millionenfach zu Tätern, Mittätern, Komplizen und Zeugen vielfacher und zum Teil unvorstellbarer Verbrechen gemacht. Und das war ihnen bewusst, wenn auch nur verschwommen – denn das schlechte Gewissen war vermischt mit eigenem Leid.

Die Frage, was die Zeitgenossen wussten, greift zu kurz. Angemessener wäre die Frage, was sie getan und gesehen hatten. Denn die Verbrechen wurden nicht von »den« Nationalsozialisten an entlegenen Orten und unter strikter Geheimhaltung begangen. Sie waren integraler Bestandteil eines Krieges, in dem die gesamte deutsche Gesellschaft mobilisiert worden war. Im Osten war der Krieg unverhohlen als Raub- und Vernichtungskrieg geführt worden. Fünfzehn Millionen sowjetische, zwei Millionen polnische Zivilisten, drei Millionen Rotarmisten kamen nicht in Kampfhandlungen, sondern im deutschen Herrschaftsgebiet und unter deutscher Obhut ums Leben: durch Exekutionen und Misshandlungen, vor allem aber starben sie an Unterversor-

gung, an Hunger, Kälte und Krankheit. Der Ermordung der Juden ging ihre Enteignung voraus. Es waren deutsche Volksgenossen, die in die Häuser und Wohnungen ihrer ehemaligen Mitbürger einzogen, die ihre Geschäfte, Fabriken und Praxen übernahmen, die ihre Pelzmäntel und Ringe trugen. So wie es einfache Polizeibataillone waren, die als Teil der SS-Einsatzgruppen 1941 mit der systematischen Ermordung der sowjetischen Juden den Holocaust ingangsetzten; und einfache Wehrmachtsoldaten an Massenerschießungen nicht nur teilnahmen, sondern sie auch fotografierten und filmten. Es waren normale Ärzte und Pfleger, die meist ohne Parteibuch, aber mit beträchtlicher krimineller Energie 70.000 Kranke heimlich ermordeten, ihre Gehirne zu Forschungszwecken an das Kaiser-Wilhelm-Institut weitergaben und durch die Ausstellung falscher Totenscheine die Morde gegenüber den Angehörigen vertuschten. Die Methode der Kohlenmonoxidvergasung wurde in deutschen Kliniken und Pflegeanstalten erprobt, bevor sie nach einem grausamen Technologietransfer die Effizienz der Vernichtungsfabriken im Osten steigerte. Das System der Konzentrationslager, in dem Millionen Insassen misshandelt und ausgebeutet wurden und mindestens 800.000 von ihnen jämmerlich krepiereten, ließ sich nicht ohne massenhaften Personaleinsatz betreiben. Und natürlich konnte dieses System, das insgesamt mehr als 1000 Lager umfasste, der deutschen Öffentlichkeit nicht verborgen bleiben; genausowenig wie die gut 5 Millionen polnischen und russischen Zwangsarbeiter, die notdürftig ernährt und der Willkür ihrer Herren ausgeliefert die deutsche Kriegswirtschaft vor dem Kollaps bewahrten.

Kein Mensch von Verstand wird behaupten, dass sich damals alle Deutschen gleichermaßen schuldig gemacht haben: Die Skala reichte vom kaltblütig geplanten und energisch umgesetzten Verbrechen über vielfache und vielfältige Mittäterschaft, hier sadistisch, dort stumm, hier fanatisch, dort gleichgültig oder widerwillig, bis hin zu unzähligen Formen der Vorteilnahme, der Niedertracht, der Feigheit, des Wegschauens und der Agonie. Und zugleich wird kein Mensch mit Herz das Leid übersehen, das auch Deutsche millionenfach erlitten. Keine Familie, die nicht den Verlust eines oder mehrerer männlicher Angehöriger zu beklagen hatte, kaum eine Stadtbevölkerung, die nicht vom Bombenkrieg traumatisiert und enteignet worden wäre, unsägliches Entbehren und unzählige Tote auf der Flucht durch das eisige Ostpreußen waren begleitet von hunderttausendfacher Vergewaltigung, Enteignung und Vertreibung. Dass das

Leid der Deutschen als Ganzes in keinem Verhältnis zu dem Leid stand, das Deutsche anderen zugefügt hatten, mildert es nicht im Geringsten. Schmerz ist immer individuell, und jede Leidensgeschichte hat ihre eigene Würde. Ich erwähne es also nicht, um Leid gegen Leid aufzurechnen, sondern um die Nachkriegslage all der Deutschen, die sich nicht aktiv gegen Hitler gestellt hatten, begreiflich zu machen.

Diese Lage stellte sich als ein Nebeneinander aus unmittelbarer Leiderfahrung, Scham und nagendem Gewissen von innen sowie kollektivem Schuldvorwurf und der Präsentation einer monströsen Opferbilanz von außen dar. Wie immer man ihn psychologisch oder moralisch bewertet, ein Charakteristikum dieses Zustands scheint mir unbestreitbar: Es war unmöglich, ihn in seiner Wucht, in seiner Kompliziertheit und in seiner Widersprüchlichkeit als Ganzes zu erfassen. Es greift zu kurz, hier allein von Verdrängung zu sprechen. Eher haben wir es mit einem Prozess der Auf- und Abpaltung zu tun. Die Verbrechen des Nationalsozialismus waren schließlich zu offensichtlich, um sie einfach abzustreiten. Aber das Offensichtliche zu sehen ist das eine; die Frage, wer Schuld daran trägt und wer Verantwortung dafür übernimmt, ist etwas ganz anderes. Man muss das Verhalten der allermeisten Deutschen, vom Mörder über den Komplizen bis hin zum Feigling, gar nicht skandalisieren, wenn man feststellt, dass sie sich so verhalten haben, wie Schuldige es fast immer tun. Das Muster, die unter der nationalsozialistischen Herrschaft begangenen Verbrechen anzuerkennen, ohne sie persönlich verantworten zu wollen, ist also durchaus verständlich. Aber es hatte eine in ihrer dauerhaften Wirkung kaum zu überschätzende Folge: die Aufspaltung des Nationalsozialismus in ein doppeltes Nachleben.

Auf der einen Seite wurden die Verbrechen zwar nicht geleugnet, wohl aber auf Distanz gehalten. Sie wurden zum Objekt gemacht, um nicht zu sagen, zum Fetisch: zu etwas, für das man magische Namen, Bilder und Bannformeln entwickelte, das aber mit dem eigenen Leben oder dem der Nachbarn und Kollegen praktisch nichts zu tun hatte. So allgemein und unverbindlich die Rede von der »deutschen Schuld« war, so abstrakt blieben die damit gemeinten Taten. Den bedrängend wahrnehmbaren Leichenbergen in den KZ entsprachen im Bewusstsein der Deutschen keine konkreten Täter und Handlungsabläufe, sondern ein vages Vokabular des Bösen und ein Bilderbogen des Abnormen. War Hitler einst Projektionsfläche eines geradezu religiös übersteigerten Ideals gewesen, so wurden er und seine Entourage nun zur moralischen

Müllhalde, auf der sich alle Vorwürfe entsorgen ließ. Wo es im Nationalsozialismus angesichts jedes erdenklichen Übels geheißen hatte: Wenn das der Führer wüsste! Da hieß es nun: Nicht ich war es, Hitler ist es gewesen. Oder wenn nicht allein Hitler, so höchstens noch eine kleine Clique von Schurken wie Göring und Goebbels, verbrecherische Organisationen wie die Gestapo und die SS, und Monster wie die sadistische KZ-Aufseherin Ilse Koch, deren Namen und Gesichter das Böse wie Voodoo-Puppen zu verkörpern schienen.

Nicht anders verhielt es sich mit der Erinnerung an das Dritte Reich. Was immer man daran gut oder verteidigungswert gefunden, was immer man in der HJ, beim BDM, bei Massenveranstaltungen an Positivem bis hin zum Rausch erlebt haben mochte, war durchaus nicht vergessen oder verdrängt. Es hieß nur nicht mehr, wie noch bis vor kurzem: Nationalsozialismus. Sondern: Vaterlandsliebe, Idealismus, Begeisterung, Gemeinschaft, Sauberkeit, Ordnung, Opferbereitschaft und erstaunlicherweise immer wieder: Anstand. Sprichwörtlich von einem Tag zum anderen wurden die Wörter und Symbole der Vergangenheit in ein so klinisch sauberes Verhältnis zu denen der Gegenwart gebracht, dass ganz Deutschland über Nacht vom Reich der gebrüllten Bekenntnisse und stolz gezeigten Uniformen zum Land der offenen Geheimnisse und des dröhnende Schweigens geworden war. Ob die zwei Nadelstiche und der sich hauchzart vom verblassten Stoff abhebende kleine Kreis, die das Parteiabzeichen auf dem Revers des Sonntagsanzugs hinterlassen hatte, mit bloßem Auge zu erkennen waren? Solche Fragen stellte man sich im Stillen, während man den Persilschein, der seinen Träger als »minderbelastet« oder »Mitläufer« einstuft, willfährig präsentierte. Der »Nazi« oder in der DDR der »Faschist« wurden so zu Bannformeln, die mit dem eigenen Tun und Erleben scheinbar nichts zu tun hatten. Nazis und Faschisten – das waren immer die anderen. Über die Jahre verfestigten sich so abstrakte Denk- und etikettierende Sprechweisen, durch die sich die »dunklen Jahre« auf Abstand halten ließen. Während die Uniformen auf die Dachböden, die bösen Erinnerungen in Albträume und die Tagebücher in die Archive abwanderten, drangen die Kategorien der Entnazifizierung, der Jargon des Antifaschismus und die schlichten Erzählmuster Hollywoods tief in den Alltag ein. Und dort tummeln sie sich bis heute.

Auf der anderen Seite des gespaltenen Nachlebens stand zunächst ein geradezu schmerzhaft waches Bewusstsein für das eigene Leid, die eigene Erschöpfung, die eige-

nen Verluste an geliebten Menschen und Gebieten, für jede noch so kleine Geste der Widerständigkeit, die man vor 1945 geleistet hatte, und für die Opfer, unter denen man die Volksgemeinschaft gegen ihre Feinde verteidigt hatte. Doch im gleichen Maße, wie diese Gefühle und Erfahrungen allmählich anderen wichen, trat auch eine andere Form des Nachlebens von außen an die Deutschen heran: Die Opfer der nationalsozialistischen Verbrechen schwiegen nicht. Sie drängten auf Gerechtigkeit, auf Anerkennung ihres Leids und auf Entschädigung. Zumindest in der Bundesrepublik konnte man sich dem kaum entziehen. Nachdem mit der Staatsgründung nahezu alle Urteile der Spruchkammerverfahren zunächst aufgehoben und damit auch NS-Schwerverbrecher in die Gesellschaft re-integriert worden waren, häuften sich seit Mitte der 50er Jahre die Anlässe für das, was bald mit dem Begriff der »Aufarbeitung« bezeichnet werden sollte.

Das Luxemburger Abkommen, durch das sich die Bundesrepublik gegenüber dem Staat Israel und der Jewish Claims Conference zu Entschädigungsleistungen im Gesamtwert von 2 Milliarden D-Mark verpflichtete, entsprang noch außenpolitischer Raison. Doch zunehmend ergriff auch die deutsche Justiz, einzelne Staatsanwälte wie Fritz Bauer oder die 1958 gegründete Zentrale Stelle zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen in Ludwigsburg, die Initiative. Der Ulmer Einsatzgruppenprozess 1958 und die Auschwitzprozesse ab 1963 wurden flankiert von den Anfängen der »zeitgeschichtlichen« Forschung, die anfangs fast nur aus Gerichtsgutachten bestand, und dem Entstehen einer »kritischen« Berichterstattung, die das Publikum detailliert über die grauenvollen Prozessdetails informierte.

So geringfügig Umfang und Erfolge der juristischen und wissenschaftlichen Aufarbeitung der Vergangenheit anfangs gewesen sein mochten: Mit ihnen etablierte sich ein zweites Muster, das konträr zum ersten steht. Einer tendenziell hysterischen, dauerhaft skandalbereiten Öffentlichkeit, in der die Namen, Symbole und Bilder des Nationalsozialismus als Gespenster ihr Unwesen treiben und das floskelhafte, bestenfalls halbinformierte Gerede grassiert, steht die akribische Detailarbeit der Anwälte, Gutachter, Wissenschaftler, Geschichtswerkstätten und Schriftsteller gegenüber, in der genau dem Gegenteil gehuldigt wird: den Idealen des Konkreten, der exakten Beobachtung und der präzisen Rekonstruktion dessen, was gewesen ist. Und das betrifft

mittlerweile durchaus nicht mehr nur die Verbrechen der Deutschen, sondern auch ihren Alltag im Dritten Reich sowie ihr Leid im und nach dem Zweiten Weltkrieg.

III.

Im letzten Abschnitt meines Vortrags möchte ich nun den Blick in die Gegenwart wenden und damit die Brücke zur heutigen Diskussion schlagen. Insbesondere wenn ein Vertreter der AfD auf dem Podium sitzt, also einer Partei, aus deren Reihen Kritik am deutschen »Schuldskult« oder am »Nationalmasochismus« zu vernehmen ist, scheint es geboten, die Debatte um die Erinnerungskultur nach pro und contra, nach Angriff und Verteidigung vorzusortieren. Doch das wäre in meinen Augen so naheliegend wie falsch. Zwar wird aus den Reihen der AfD heute mit der gleichen Verve eine »erinnerungspolitische Wende um 180 Grad« gefordert wie noch vor einigen Jahren ein »Schlussstrich« unter die »VB«, wie man die Vergangenheitsbewältigung in neurechten Kreisen spöttisch nannte. Aber die Argumente für das Erinnern sind nicht immer besser als die Polemik dagegen. Im Gegenteil, vielfach erschöpfen sie sich in dem Dogma, dass das Gedenken als solches von Wert sei – gerne verbunden mit der von Richard von Weizsäcker geprägten Pathosformel, derzufolge das »Geheimnis der Erlösung Erinnerung« heiße; oder mit der naiven pädagogischen Unterstellung, dass allein der Besuch einer KZ-Gedenkstätte Erkenntnisse vermittele, die sich umstandlos auf die Gegenwart übertragen ließen. Und auch das Beharren auf dem Nationalsozialismus als Thema des Geschichtsunterrichts ist begründungsbedürftiger als mancher Befürworter meint. Einem bösen Wort des Historikers Thomas Sandkühler zufolge lernen die Schüler nämlich allzuoft nicht, was der Nationalsozialismus war, sondern nur, wie man moralisch einwandfrei über ihn spricht.

Es liegt nicht in unserer Hand, das Nachleben des Dritten Reichs zu beenden oder künstlich zu verlängern. Die Frage kann daher nicht lauten: Sind wir für oder gegen die Erinnerungskultur? Soll den Schülern eine negative Nationalgeschichte mit möglichst viel oder eine positive mit möglichst wenig Nationalsozialismus vermittelt werden? Wollen wir mehr oder weniger Nationalsozialismus in der Gegenwart? Sondern: Wie und zu welchen Zwecken gestalten wir dessen Nachleben? Ich möchte für diese Gestaltung folgenden Maxime vorschlagen: Der Umgang mit dem Nationalsozialismus ist dann richtig, wenn er angemessen ist. Um präzise Maß nehmen zu können, bedarf

es aber eines konkreten Gegenstandes. Man misst immer *etwas*. Und so erscheint mir, im übertragenen Sinn, ein Verhalten zu dieser Vergangenheit genau dann angemessen, wenn es der jeweiligen Situation gerecht wird. Es macht einen Unterschied, ob ich als Geschichtslehrer eine Unterrichtsstunde vorbereiten oder ob als Bundespräsident am 9. November eine Rede halten muss. Ob ich mit Entschädigungsansprüchen russischer Zwangsarbeiter konfrontiert bin oder als Rechtsnachfolger der Firma, die Zyklon B nach Auschwitz geliefert hat, mit einem Geschäftspartner in Israel. Ob ich ein Forschungsprojekt entwerfen oder einen Roman über meine Familiengeschichte schreiben will. Ob ich von Aktivisten der Antifa als »Naziversteher« beschimpft werde oder ob meine Lesung von Rechtsextremen gestört wird, die Schilder mit der Aufschrift »Unsere Großeltern waren keine Verbrecher« hochhalten. Weil das für sich genommen banal klingen mag, will ich den Gedanken noch etwas genauer fassen.

Um an einem besonderen Platz das Richtige zu tun, muss man sich von Allgemeinplätzen befreien. In diesem Sinn möchte ich dafür plädieren, die Bannformeln des Bösen, die sich im Diskurs über den Nationalsozialismus eingebürgert haben, aus unserem Sprechen und Denken zu verbannen. »Nazis« – mit Anführungsstrichen – raus, sozusagen. Der Historiker Götz Aly hat in diesem Sinn empfohlen, auf Wörter wie »Nationalsozialist«, »NS-Ideologie« und »nationalsozialistische Weltanschauung« nach Möglichkeit zu verzichten. Und warum? Weil er weiß, dass man kein Parteibuch, ja nicht einmal eine Gesinnung brauchte, um zum Mörder zu werden. Und weil er weiß, dass das Großvokabular von »Nazis« und »Faschisten«, von »Schuld« und »Schande«, »Aufarbeitung« und »Scham«, das Mantra des »Nie wieder!« durch inflationären Gebrauch so abgeschliffen ist, dass es die Erkenntnis mittlerweile eher behindert als befördert.

Weil dieser Teil unserer Geschichte uns heute nicht mehr bedrängt, können wir es uns leisten, die Bannformeln des Bösen ruhen zu lassen und einfach zu sagen, was der Fall war. Mörder haben Namen, Taten lassen sich beschreiben. Aber auch Gefühle lassen sich aussprechen. Wenn ich Mitleid mit einer alten Frau empfinde, die im Februar 1945 ihr Kind sterbend in einem Straßengraben Pommerns zurücklassen musste, dann ist das gut so. Und wenn ich kotzen möchte angesichts der hohlen Selbstgerechtigkeit, mit der manche Nachgeborenen über die moralischen Verfehlungen der Vorfahren richten, dann gibt es auch dafür weiß Gott gute Gründe.

Apropos Gefühle. Als eine besonders hilfreiche Richtschnur zur Beantwortung der Frage, wie wir uns angemessen zu unserer Vergangenheit verhalten, hat sich die Perspektive derer erwiesen, die unter dem nationalsozialistischen Unrecht gelitten haben. Sich in die Perspektive der Opfer und ihrer Nachfahren zu versetzen ist das präzise Gegenteil von der weit verbreiteten Haltung, sich mit den Opfern zu identifizieren. Die Identifikation mit den Opfern schreibt lediglich die Geschichte der Abspaltung fort. Sie ist typischerweise in der sogenannten zweiten Generation, also bei den Kindern der Täter, zu finden, aber auch viele Enkel haben sie übernommen. Wo die Generation, die das Dritte Reich selbst erlebt hatte, die Verbrechen abspaltete, indem sie ihm Namen und Symbole gab und das Erleben ganz auf das eigene Leid fokussierte, da waren ihre Kinder von dem – verständlichen! – Wunsch getrieben, die Schuld der Eltern abzuwehren, indem sie sich auf die richtige Seite der Geschichte stellten. Und das taten sie in zwei scheinbar gegensätzlichen Bewegungen, denen aber das gleiche Motiv zugrunde lag.

Im Zuge der sogenannten Studentenrevolte steigerten die Kinder die abstrakten Sprechweisen in welthistorische Dimensionen, als sie im Namen marxistischer Theorie den Faschismus in jedem Winkel der Erde bekämpften. »Faschistoide« Tendenzen ließen sich schließlich überall ausmachen, im autoritären Gebaren des Vaters oder Professors genauso wie im Kopf einer beischlafunwilligen Blondine. Dass auch Israel als potentiell faschistischer Staat und die Palästinenser damit als Juden der Gegenwart angesehen wurde, ist mehr als eine makabre Pointe. Der linke Antifaschismus war nah am Antisemitismus gebaut, darum verwundert es auch nicht, dass das Pendel um 1980, nach dem Ende des »roten Jahrzehnts« (Gerd Koenen), ins ebenso extreme Gegenteil umschlug: in die sentimentale Identifikation mit den jüdischen Opfern und die bedingungslose Treue zu Israel. Nun ist natürlich weder gegen die Anerkennung des unermesslichen Leids der Juden etwas zu sagen noch gegen die Anerkennung des Existenzrechts Israels. Über beides verbietet sich jede Diskussion.

Aber die Anerkennung eines anderen setzt eine eigene Position voraus. Genau diese Position wird aber durchgestrichen, wenn ich das Leid des anderen zu meinem eigenen mache. Die Resultate dieser Opferidentifikation lassen sich heute etwa in historischen Seminaren besichtigen, in denen sogenannte Antideutsche ihren israelischen Professor einen Antisemiten nennen, weil er es gewagt hat, die Siedlungspolitik seiner

Regierung zu kritisieren. Sie lässt sich aber auch an einem monströsen Monument im Herzen Berlins bestaunen, in dem eine diffuse »Betroffenheit« zivilreligiöse Züge angenommen hat. Wenn in Israel am Yom Hashoah der Opfer des Holocaust gedacht wird, dann ist klar, wer da wessen gedenkt: Die Juden ihrer ermordeten Vorfahren. Aber wer gedenkt wessen am Berliner Holocaustmahnmal? Wenn wir uns als Nachfahren der Täter betrachten, wäre es da nicht pietlos um die Opfer – ja, was? Zu trauern? Ihrer zu gedenken? Aber wenn, zu welchem Zweck? Am Ende gar, um uns selbst unschuldig zu fühlen? Anders als die KZ-Gedenkstätten, in denen konkrete Taten dokumentiert und vor dem Vergessen bewahrt werden, ist das Berliner Mahnmal ein Ort ohne Bedeutung. Was es nicht gibt, das kann man aber auch nicht verteidigen. Und genau deshalb kann die Neue Rechte den diffusen Ort heute mit gezielten Provokationen immer wieder für ihre Zwecke besetzen.

Man hätte das wissen können, und damit komme ich zum Schluss, wenn man sich nicht mit den Opfern identifiziert, sondern auf sie gehört hätte. Es hätte nachdenklich stimmen können, dass viele Juden dem Projekt wenn nicht ablehnend, so doch gleichgültig gegenüberstanden. Hätte Lea Rosh, eine Initiatorin des Mahnmals, sich in die Perspektive der Opfer versetzt statt sich mit ihnen zu identifizieren, hätte sie gewusst, dass es bei Juden blankes Entsetzen hervorrufen würde, als sie kundtat, einen Backenzahn, den sie auf dem Gelände des Vernichtungslagers Belzec gefunden hatte, in dem Stelenfeld vergraben zu wollen. Hätte sich auf der anderen Seite Alexander Gauland bewusst gemacht, wie die Behauptung, das Dritte Reich sei nur ein »Vogelschiss« in der deutschen Geschichte gewesen, in jüdischen Ohren klingt, wäre die Verwunderung darüber, dass seine Fraktion vom Zentralrat der Juden nicht zu den Feierlichkeiten am 9. November eingeladen wurde, vielleicht etwas weniger scheinheilig ausgefallen. Weder den Backenzahn im Holocaustmahnmal noch die Vogelschiss-Bemerkung muss man über Gebühr skandalisieren. Es reicht der Hinweis, dass beides unangemessen war, und dass man sich darum über die Folgen nicht wundern muss.

Die Perspektive der Opfer zu kennen bedeutet aber keineswegs, sie sich zu eigen zu machen. Gerade weil wir von einer anderen Perspektive aus auf die Geschichte blicken, geht das manchmal gar nicht, wenn man sich selbst treu bleiben will. Als ich meiner israelischen Freundin Yael erzählte, dass es kein Schuldgefühl gewesen war, das mich motiviert hatte, die Geschichte meines Großvaters in der SS zu erforschen,

sondern brennende Neugier, da reagierte sie verständnislos. Very sad sei das, sehr traurig. Ich würde eher sagen: Es ist ungerecht. Schließlich wuchs der Enkel des Täters mit einem Großvater auf, der ihm Abenteuergeschichten aus dem Krieg erzählte, während die Enkelin der Überlebenden mit einer Großmutter aufwuchs, die Nacht für Nacht schreiend aus dem Schlaf hochfuhr. Die Geschichte steht zwischen uns, ob wir das wollen oder nicht. Aber das zu akzeptieren ist der Freundschaft auf Dauer förderlich gewesen. Ich will schließen mit einem Wort, das der Historiker Ulrich Herbert uns im Seminar mit auf den Weg gegeben hat. Als er als Gastprofessor in Tel Aviv, so berichtete er, seine israelischen Kollegen fragte, ob die deutschen Studenten ein besonderes Verhältnis zum Holocaust entwickeln sollten, habe er immer die gleiche Antwort erhalten: »Nein, sollen sie nicht. Sie sollen nur genau Bescheid wissen.«